Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 434. **Montag** den 26. August 1901. 95. Jahrgang.

Der Krieg in Südafrika.

Von einem Boerenkämpfer, dem aus Frankenberg stammenden Bruno Holland, der sich augenblicklich in englischer Kriegsgefangenschaft in Ahmednagar in Ostindien befindet, ist an seine Angehörigen ein Brief eingegangen, aus welchem folgendes auch für weitere Kreise recht Interessante mitgetheilt sei:

Wir sind hier (in Ahmednagar) gegen 1000 Menschen, Männer und Jungens, Alles zusammen, zu je 50 in einem langen Haus, welches der großen Wärme wegen zu beiden Seiten offen ist. Die Zeit wird uns fürchterlich lang, denn Arbeit giebt es nicht und unsere Bewegung ist auch sehr beschränkt. Manche traurige Scene geht hier vor sich, über die ich aber nicht berichten kann, und viel Trauriges wird uns noch bevorstehen. Um Zerstreuung zu haben und die Leiden meiner Gefährten etwas mildern zu helfen, bin ich schon seit einiger Zeit dem Rothen Kreuz beigetreten und dadurch die meiste Zeit über im Hospital thätig. Da giebt es viel zu thun, aber die armen Boeren sind dankbar für die kleinste Hilfeleistung. Die englischen Aerzte thun ihr Bestes für uns, aber auf der anderen Seite ist Manches zu wünschen. Die außerordentliche Hitze, welche wir hier im Anfange hatten, 40 bis 50 Grad im Schatten, ist einer angenehmeren Witterung gewichen. Jetzt ist hier in Ostindien die Regenzeit, in welcher der sogenannte Monsoon-Wind weht. Man erzählt uns, daß es außerhalb unserer Festungsmauern schön grün ist, daß es hohes Gras und blühende Bäume giebt, aber wir wissen es nur vom Hörensagen, denn außer einigen Bäumchen im Festungshof sehen wir weiter nichts, als hohe Mauern um uns und den blauen Himmel. Diese alte Festung, welche vor Hunderten von Jahren von indischen Fürsten erbaut worden ist, beherbergt Schwärme von großen Raben und silbergrauen Eichhörnchen, welche für uns eine Plage sind. Die Raben sind hier ebenso moralisch verkommene Vögel, wie in Deutschland, sie stehlen eben wie die Raben und haben uns schon manches Stück Fleisch vom Feuer oder gar aus der Hand geholt. Ihre Manier im Stehlen ist sehr einfach, aber ebenso sicher. Wenn man etwas Fleisch oder sonstiges Essen, mit Ausnahme von Suppe, auf dem Teller vor sich hat, da kommen sie mit einem Schuß von hinten über unsere Achseln geflogen, und ehe man zur Besinnung kommt, da steht man vor leerem Teller oder leerer Schüssel. Das Fleisch erfassen sie mit nie irrender Sicherheit im Fluge, und wir armen Kerle haben dann bei hungerndem Magen das Nachsehen, denn Ersatz giebt es nicht. Die Eichhörnchen auf der anderen Seite zernagen einem über Nacht selbst Schuhe und Strümpfe. Mit mir sind noch gegen 20 Deutsche gefangen; die größere Anzahl gefangener Deutschen ist aber auf der Insel St. Helena und Ceylon. Ein holländischer Pastor ist auch mit uns gefangen und hält nun regelrecht Gottesdienst unter freiem Himmel. Wir Gefangenen haben uns selbst Gesetze gegeben, welche unabhängig von unseren Gefangenwärtern sind. Die Ausführung und Bewachung der Gesetze und der allgemeinen Ordnung haben wir durch eigene Wahl einem Commandant, einem Richter und 18 Hauptcapitänen übertragen. Die Capitäne sind dem Richter (welcher, nebenbei gesagt, ein Deutscher ist) als Geschworene beigegeben und haben eventuell das Recht, selbst Gefängnißstrafen zu verhängen. Die Gefangenen sind sehr ruhige Leute und geben ihren Wächtern absolut keinen Anstoß. Zwischen uns und unseren Wächtern besteht das freundlichste Verhältniß. Wir stehen einander nicht als Feinde gegenüber, sondern mehr als Leidensgenossen, denn die englischen Soldaten haben auch Grund genug, nicht allzufrieden zu sein. Von schwerer Krankheit mit tödtlichem Ausgang sind wir bisher verschont geblieben. Ich habe unter vielen anderen Kranken einen 17jährigen Jungen, der schwer am Typhus darniederliegt, unter Pflege, er ist eine Waise — Vater, Mutter und Geschwister erschossen im Kriege. Geld oder Unterstützung haben wir schon seit Jahr und Tag nicht erhalten. Wie lange wir noch gefangen gehalten werden, wissen wir nicht; es kann noch viele Monate sein, ja auch in die Jahre gehen.

---

* **Capstadt**, 24. August. („Reuter's Bureau.") In Burghersdorp wurden 149 Personen wegen Verraths vor Gericht gestellt. Der Mehrheit der Angeklagten wurde das Bürgerrecht entzogen.

* **London**, 26. August. (Telegramm.) Lord Kitchener telegraphirt aus Pretoria unter dem 24. August: Delarey hat eine Gegenproclamation veröffentlicht, in der er alle Boeren vor meiner letzten Proclamation warnt und erklärt, er werde den Kampf fortsetzen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. August.

Wie der „Berliner Loc.-Anz." berichtet, ist der frühere preußische Finanzminister Vicepräsident des Staatsministeriums Dr. v. Miquel von einem Mitarbeiter dieses Blattes interviewt worden und hat sich dabei besonders eingehend über die **Reichsfinanzreform** geäußert. Ueber diese Aeußerungen berichtet der Interviewer wörtlich:

„Die Nothwendigkeit der Reichsfinanzreform ist unbestreitbar, denn die Matricularbeiträge sind von Anfang an nur als ein Provisorium gedacht worden, das aushelfen sollte, bis es gelungen sein würde, das Reich finanziell auf eigene Füße zu stellen; die auf sie bezüglichen Paragraphen der Verfassung sind bei deren Berathung erst durch mich hineingebracht worden. Die ganze Einrichtung ist übrigens eine einzig dastehende Monstrosität. Allerdings sind die Einzelstaaten durch die Errichtung des Reiches in vieler Hinsicht erleichtert worden; wir haben ein gemeinsames Heer, eine gemeinsame Flotte, auf vielen Gebieten eine gemeinsame Verwaltung. Trotzdem ist es monströs, daß die Einzelstaaten einen großen Theil des Geldes aufbringen, das für das Bestehen des Reiches nothwendig ist. Man denke einmal an die Schweiz oder gar an die Vereinigten Staaten — was würden die Cantone, was wohl die Nord- wie die Südstaaten sagen, wenn man ihnen zumuthen wollte, sie sollten bezahlen, damit der Bund und die United States überhaupt bestehen können! Freilich sind die Ausgabebedürfnisse des Reiches viel mehr gestiegen, als ursprünglich angenommen werden konnte. Dadurch wurde aber die Nothwendigkeit nicht beseitigt, das Reich finanziell selbstständig zu machen. Aber für eine derartige Reform fehlt im Reichstage bei manchen Parteien sowohl das Verständniß wie der gute Wille. Wir haben starke Parteien im Reichstage, deren Mitglieder es durch Bewilligungen irgendwelcher Ausgaben um keinen Preis mit ihren Wählern verderben wollen. Das parteipolitische Interesse erstickt das starke Nationalgefühl, wie wir es bei allen benachbarten Nationen tagaus tagein beobachten können, schon im Keim. Im Anfang der siebziger Jahre hoffte sogar Fürst Bismarck, daß in dieser Hinsicht durch die großen Errungenschaften von 1870/71 endlich eine Wandlung im deutschen Volkscharakter sich vollzogen habe; er hat aber zu seinem Schmerze bald genug einsehen müssen, daß ihn diese Hoffnung getäuscht hatte. An dem Mangel des Nationalgefühls, das alle kleinen Bedenklichkeiten hintansetzt, wenn es sich um die Erreichung hoher Ziele und um die Erfüllung großer Aufgaben handelt, ist das erste deutsche Reich zu Grunde gegangen; an ihm würde auch das zweite zu Grunde gehen, wenn der deutsche Kaiser heute nicht eine so große Hausmacht hätte, daß er bei den wichtigsten Entscheidungen doch den Ausschlag geben kann. Das neue deutsche Reich hat seine zuverlässigsten Stützen in den deutschen Fürsten.

Dieser Mangel an Nationalgefühl ist leider ein unheilbares Uebel. Man theile z. B. Preußen heute in zwölf Königreiche — in wenigen Jahren werden sich diese alle untereinander befehden, und jedes einzelne wird auf Kosten der elf anderen Vortheile für sich zu erringen suchen. So ist es auch im Reichstage im Großen, in den Gemeinden im Kleinen. Jeder Bürgermeister soll alle möglichen Erleichterungen, Verschönerungen und Verkehrsverbesserungen treffen; so lange er das thut, ist er der beste Mann; sobald er aber mit den Kosten kommt, die das Alles erfordert, dann ist die Herrlichkeit zu Ende und die Nörgelei fängt an. Das deutsche Reich soll in keinem Puncte hinter anderen Mächten zurückbleiben und der Reichstag spendet freigebig Beifall, wenn vom Tische des Bundesrathes derartige Ergebnisse mitgetheilt werden können. Aber wenn es sich um große Bewilligungen handelt, dann wendet sich das Blättchen in beschämender Weise.

In Deutschland kommen auf den Kopf der Bevölkerung 5 ℳ directe Steuern, in Frankreich 72; trotzdem bewilligt man in Frankreich für Flotte und Küstenbefestigungen 700 Millionen Francs an einem Vormittage und bestimmt, daß diese Summe nicht etwa durch eine Anleihe, sondern durch directe Steuern aufgebracht werden soll. Und was England für Riesensummen für den einmal begonnenen Krieg um der nationalen Ehre willen fast ohne ernsten Widerspruch immer wieder von Neuem bewilligt, das haben wir fortwährend vor Augen. In Deutschland aber wird wegen eines Betrages, der nur etwa halb so groß ist wie der von der französischen Regierung geforderte, erst das ganze Volk in Erregung versetzt, und dann müssen die verbündeten Regierungen schließlich noch mit scheinbaren Einnahmen operiren, um nur nothdürftig zum Ziele zu kommen.

Unter solchen Verhältnissen ist an eine gründliche Reform der Reichsfinanzen nicht zu denken. Was der Reichstag jetzt bei der Berathung des Etats macht, das ist, streng genommen, gar nicht eine Ausübung seines Bewilligungsrechtes, sondern die Aufstellung eines bloßen Rechenexempels: Das brauchen wir, so viel ist da, der Rest wird in Gestalt von Matricularbeiträgen auf die Schultern der Einzelstaaten vertheilt. Eine ernste Ausübung des Bewilligungsrechtes im Reichstag müßte danach streben, die eigenen Einnahmen des Reiches mit dessen Bedürfnissen in Einklang zu bringen. Heute aber wird ohne die äußerste Noth keine neue Einnahmequelle für das Reich erschlossen. Die Hauptfürsorge für das Reich wird den Einzelstaaten überlassen, dadurch aber statt der Reichsfreudigkeit die Reichsverdrossenheit gefördert."

Hat Herr v. Miquel, wie anzunehmen ist, das wirklich gesagt, so hat er das Bedürfniß empfunden, sich selbst wegen der Unthätigkeit zu entschuldigen, mit der er in den letzten Jahren seiner Amtsführung der Frage der Durchführung einer Reichsfinanzreform gegenübergestanden hat. Man muß es ihm nachrühmen, daß er sich früher redlich bemüht hat, die „Monstrosität" zu beseitigen, daß die deutschen Einzelstaaten einen großen Theil des Geldes aufbringen, das für das Bestehen des Reiches nothwendig ist. Man muß ihm auch darin beipflichten, daß seine damaligen Bemühungen an dem Mangel an gutem Willen der ausschlaggebenden Parteien gescheitert sind, die es um keinen Preis mit ihren Wählern durch die Erschließung neuer Einnahmequellen des Reiches verderben wollten. Das aber entschuldigt die Gleichgiltigkeit nicht, mit der die Reichsregierung nach dem Scheitern jenes Versuchs der Fortdauer eines monströsen Zustandes zugesehen hat. Besonders das Centrum ist es gewesen, das sich vor der Bewilligung der Mittel scheute, die zur Beseitigung der Monstrosität unbedingt nöthig sind. Was aber ist geschehen, um den Wählern des Centrums die Nothwendigkeit dieser Beseitigung klar zu machen? Gar nichts! Und an Gelegenheit dazu hat es wahrlich nicht gefehlt. Als das letzte Flottengesetz vorgelegt wurde und Stimmen sich erhoben, die die Nothwendigkeit der Erschließung neuer Einnahmequellen und zugleich die Dringlichkeit einer Reichsfinanzreform betonten, da war es der Reichsfinanzminister, der jene Nothwendigkeit bestritt. Herr v. Miquel, der mit seinem Scharfblicke wohl hätte voraussehen können, daß die Flottenverstärkung eine Einwirkung auch auf die Matricularbeiträge haben könnte, hat mit keiner Silbe dem Reichsfinanzminister widersprochen und sein Verhalten war es besonders, was einen namhaften Theil der Abgeordneten bewog, die Lösung der Frage nach den finanziellen Consequenzen der Flottenverstärkung auf die leichte Achsel zu nehmen. Nur mit Mühe wurden einige kleine Mittel zur Stärkung der Reichscasse durchgesetzt, aber von einer organischen, die Einzelstaaten vor einer Steigerung ihrer Matricularbeiträge sichernden Finanzreform war keine Rede. Man wollte eben vor Allem die Flottenverstärkung durchsetzen und die Vorlage nicht mit finanziellem Ballast beschweren. Man hätschelte zu diesem Zwecke den parteipolitischen Egoismus, der es mit den Wählern nicht verderben will, und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath. Wer so gedacht und so gehandelt hat, darf nicht allein den parteipolitischen Egoismus tadeln, er soll auch an die eigene Brust schlagen. Leider hat es den Anschein, als ob auch der Nachfolger des Herrn v. Miquel und als ob selbst der Reichskanzler das Fortbestehen der „einzig dastehenden Monstrosität" lediglich dem Parteiegoismus in die Schuhe schieben wollten und sich doch davor schrecken, die ausschlaggebende Partei des Reichstags vor eine schwere Probe ihres Patriotismus zu stellen. Wenn das ist, so wird den Regierungen der übrigen Einzelstaaten nichts Anderes übrig bleiben, als in ihren Landtagen mit dem Finger auf jene Stellen hinzuweisen, die zwar die „Monstrosität" als solche erkennen, aber nicht den Muth finden, ihre Beseitigung energisch anzustreben.

Vor übertriebenen Ehrungen der **chinesischen Sühnegesandtschaft** warnt auch die „Köln. Ztg.". Sie erinnert daran, daß der Kaiser von China im September vorigen Jahres der naiven Ansicht war, die Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler durch die Vornahme von Trankopfern am Altar für den Ermordeten sühnen zu können, und daß es einer ernsten Forderung unseres Kaisers bedurfte, ehe die chinesischen Machthaber sich entschlossen, Strafe für die Schuldigen und Bürgschaft für die Zukunft versprachen. Dann fährt das rheinische Blatt fort:

„Das Friedensprotokoll, das das bisher zur Durchführung

Feuilleton.

28]

Um Geld.

Roman von F. Iler.

Nachdruck verboten.

Wie tausendfach hatte er sich mit dem Gedanken gequält, daß er die Schuld trage an all' diesem Elende, daß durch sein Eingreifen das junge Weib, dem ein gütiges Geschick die Anwartschaft auf ein ruhig und sorglos dahinfließendes Leben, auf Glück, verliehen, nun an der ersten Schwelle der Jugend bestimmt sei, dahinzusiechen, ohne jede Hoffnung auf Besserung und Genesung!

Aber trug er denn auch die Schuld?

Worin hatte er gefehlt? — Doch eigentlich nur durch zu große Nachgiebigkeit gegen den allzu oft und allzu stürmisch geäußerten Willen der so hart Bestraften!

Warum hatte er seine Zustimmung gegeben, die unfertige Reiterin den Zufälligkeiten und Gefahren eines solchen Rittes auszusetzen?

Doch nur, weil er sich zu schwach fühlte, seine bessere Einsicht zur Geltung zu bringen; weil er sich fürchtete, einen neuen Auftritt heraufzubeschwören! Also Feigheit, nichts als elende Feigheit!

Wenn er von Anfang an den Muth gehabt hätte, seinen Willen gegenüber den — durch die Jugend und mangelhafte Erziehung zu entschuldigenden — Launen seiner Frau energisch durchzusetzen, dann hätte sich der junge Stamm wohl soweit ziehen lassen, um im entscheidenden Momente sich einem ernst gemeinten Verbote zu fügen, dessen Unterlassen sich so furchtbar an ihm, und vor Allem an der Unglücklichen selbst rächen sollte.

Machte sich Paul so einerseits Vorwürfe, nicht energisch genug gewesen zu sein, so gab es wieder Stunden, wo er sich damit quälte, gerade durch ein Zuviel des Belehrens und Verbesserns Gisela in ihrem Eigensinne bestärkt und zu dem Trotzkopfe gemacht zu haben, der ihnen Beiden so das Leben verbittert hatte.

Wie erbärmlich und kleinlich kamen ihm jetzt die Veranlassungen zu allen diesen Zwistigkeiten vor! Mein Gott, was lag denn daran, ob sie ihren Gästen wirklich einmal ein oder zwei Gerichte mehr gab, oder sie mit Champagner bewirthete, wo Roth- und Weißwein es auch gethan hätten? Ob sie einmal ein etwas prunkenderes Gewand wählte, als es sonst vielleicht üblich? Um solcher Nichtigkeiten willen stellte man doch nicht das Lebensglück zweier Menschen aufs Spiel? — Ob es überhaupt anders hätte werden können? Müßige Frage, wo jetzt doch Alles zu Ende; aber doch nicht müßig genug, um nicht sein Herz mit neuen Zweifeln zu bestürmen! —

So eine Beute der widerstrebendsten Empfindungen und Betrachtungen, erkannte er nur das Eine, daß er, wollte er nicht wahnsinnig werden vor Selbstvorwürfen, nur noch die eine Pflicht habe, der Unglücklichen in den wenigen schmerzfreien Stunden, die ihr überhaupt noch beschieden sein würden, Alles zu Liebe zu thun, was er ihr an den Augen absehen konnte.

Und als Gisela schließlich zum völligen Bewußtsein erwachte, und er sich zärtlich über sie neigte, verzog sich das zum Skelett abgemagerte Gesichtchen, aus dem die Augen unheimlich groß hervorleuchteten, zu einem Ausdrucke so voll Vorwurf und Bitterkeit, voll Ingrimm, ja Haß, daß Paul, wie von dem Blicke der Medusa getroffen, zurückfuhr.

Was half ihm alle zärtlichste Aufmerksamkeit, was halfen alle Erzählungen der Schwester — der Gisela's Gemüthszustand nicht verborgen bleiben konnte — von Paul's aufopfernder Theilnahme? Ihr Herz war erstarrt, und was an weicheren Regungen je für ihren Mann vorhanden gewesen, war erstorben in dem Vorwurfe, „schuld an ihrem Unglücke zu sein!" Ihre Abneigung gegen ihren Gatten ging so weit, daß sie seine bloße Anwesenheit wie einen unerträglichen Druck empfand. Diese Empfindung verbarg sie so wenig auch vor Dritten, daß Paul schließlich, auf Rath des Arztes, nur dem Nebenzimmer aus einen flüchtigen Blick nach der nur langsam, ganz langsam sich Erholenden werfen konnte. Und dabei war der Kranken noch nicht einmal das Schlimmste mitgetheilt worden, noch erhielt man sie in der Täuschung, daß es von ihrer Seite nur noch einiger Geduld bedürfe, um wieder ganz hergestellt, und zum Gebrauche ihrer Glieder befähigt zu werden.

Ihr Kind war das Einzige, für das sie weicherer Stimmung fähig war; das waren auch die einzigen Momente, wo ein durch die Mutterliebe verschönter Zug das faltig und eckig gewordene schmale Gesichtchen rührend verschönte.

Hieran, an das Kind, an seine Vermittelung klammerten sich Paul's Gedanken und Hoffnungen auf eine mögliche einstige Versöhnung; dazu kam, daß er jetzt, wo Gisela's Eifersucht, — oder wie er es nennen wollte! — nicht mehr trennend und gleichsam abwehrend zwischen ihm und seinem Sohne stand, häufiger Gelegenheit nehmen konnte, sich mit dem kleinen Menschenkinde zu beschäftigen.

Das rührend Hilflose des kleinen Wesens; das rein Menschliche, gerade vielleicht, weil es für ihn so etwas ganz Fremdes, Neues war, übte einen solchen Zauber auf ihn aus, daß er, wenn er doch einmal aus Gisela's Räumen verbannt war, den größten Theil seiner freien Zeit im Kinderzimmer zubrachte.

Und wie erfinderisch zeigte sich Paul, trotz seines Mangels an Erfahrung, im Angeben immer neuer Spiele und Ueberraschungen, mit welchen er das Herz des Kindes, seines Kindes, zu gewinnen versuchte! Als erst der kleine Bursche, der nur an weibliche Umgebung gewöhnt, den Anblick des Vaters ertrugen, dann mit freundlichem Lächeln, und schließlich — wenn er im Helm und im vollen Waffenschmucke erschien — mit hellem Jauchzen ihn zu begrüßen lernte, dann zog auch durch Paul's Gemüth ein so warmes, herzerquickendes Empfinden, daß auch er wieder in der Nacht seines Unglücks an ein fernes, fernes Licht, an eine bessere Zukunft zu hoffen wagte.

So vergingen die nächsten Wochen.

Da Frau Zschirnhaus nicht zu lange fern von Mann und Kindern bleiben konnte, galt es daher, für Gisela eine geeignete Persönlichkeit zu finden, die, neben der Pflege, auch im Stande war, der Kranken in geistiger Beziehung eine Stütze und Unterhaltung zu sein.

Paul's Schwestern hätten für kurze Zeit wohl abkommen können, nicht aber für die Dauer, da Elisabeth, die sich im Verlaufe des vergangenen Herbstes mit Sochen verlobt hatte, in Bälde ihre Hochzeit feiern sollte, während Marianne, wegen des leidenden Zustandes der Mutter, unentbehrlich im elterlichen Hause war. Außerdem hätte Paul — soweit sein Wille hier überhaupt in Frage stand — gerade seine nächsten Angehörigen um keinen Preis Zeugen seines zerrütteten Familienglückes werden lassen mögen. Es war genug, daß die Seinen von dem äußeren Unglücksfalle erfuhren und mit ihm litten; sollte er ihnen auch den noch viel herberen Kummer bereiten, daß und wie er sich in seiner Wahl geirrt?

So überließ er denn seiner Schwägerin, an der er in den Prüfungstagen einen rechten Trost gehabt, eine Persönlichkeit auszusuchen; durfte er auf diese Weise noch am ehesten hoffen, daß die getroffene Wahl auch von Gisela gutgeheißen werden würde. Trotzdem Paul's ganzes Sein durch das häusliche Unglück in Anspruch genommen war, daß ihm für die Außenwelt kaum noch ein Schatten von Interesse blieb, durchzuckte es ihn doch eigenthümlich, als ihm Frau Zschirnhaus bald nach ihrer Rückkehr nach Berlin schrieb, daß es ihr gelungen sei, einen allem Anscheine nach glücklichen Griff zu thun. Ein junges Mädchen aus den besten Kreisen, die längere Zeit in ähnlicher Stellung gewesen und jetzt durch den Tod der betreffenden Dame frei geworden sei, habe sich bereit erklärt, die Stelle bei Gisela sofort anzutreten. Der Name der neuen Hausgenossin war Hedwig Bocking.

„Nun, dann ist ja der Roman fertig", sagte er sich in bitterer Selbstironie, „und es bedarf nur einer Feder und einiger Phantasie, um die betheiligten Figuren durcheinander zu schütteln."

Sollte er seinem ersten Gedanken folgen und der Schwägerin abschreiben? Aber aus welchen Gründen? Die er doch ausführlich darlegen mußte, zumal Frau Zschirnhaus so entzückt von der neuen Errungenschaft schrieb! War er seiner selbst so wenig sicher?

Mein Gott, er war an Leib und Seele ein gebrochener Mann, und für sich glaubte er einstehen zu können. Außerdem mußte Fräulein Bocking wissen — was bei der Seltenheit seines Namens und ihrer Bekanntschaft mit den Seinen auch nur zu natürlich war —, daß er mit ihrem einstigen Reisebegleiter identisch, und wenn sie keinen Scrupel hatte, in sein Haus zu kommen, warum sollte er etwas darin finden? Was gab ihm außerdem das Recht, dem jungen Mädchen die sichere Stelle zu nehmen und sie vielleicht wieder ins Ungewisse hinauszustoßen? Liebte er sie denn? Er lachte bitter bei dem Gedanken auf.

Wohl hatte er in den Stunden, in welchen er, verletzt durch Gisela's Unfreundlichkeit, gekränkt durch ihren Eigensinn, sich in sich selbst zurückgezogen, sich zuweilen ein Bild gemacht von dem, wie es sein könnte. Dann war wohl in unbestimmten Umrissen eine Erscheinung vor seinem Geiste aufgetaucht, welche im Allgemeinen Hedwig's Züge trug, aber wie er männlich und entschlossen seiner Pflicht eingedenk diesen Gedanken überhaupt schon im Entstehen zu unterdrücken gesucht, so hatte auch diese Fata Morgana keine feste Gestalt angenommen. Und jetzt gar unter dem Drucke seiner seelischen Qualen; inmitten seines Unglückes das gebrochene flehende junge Weib tagtäglich vor Augen, sollte er Raum in seiner Seele für etwas Anderes finden, als des innigsten Mitleids mit der Aermsten, deren Unglück er, wenn auch nicht verschuldet, so doch mittelbar veranlaßt hatte?

So hielt denn Fräulein Bocking ihren Einzug in das Stehnberg'sche Haus, wurde von Paul wie eine alte Bekannte in wehmüthig-ernster Weise begrüßt und im Allgemeinen auf die ihrer wartenden Pflichten vorbereitet und fand — wider Erwarten! — Gnade vor Gisela's Augen, obwohl derselben die Beziehungen der neuen Hausgenossin zu den Schwiegereltern nicht vorenthalten worden waren. Nur über ihr Zusammentreffen auf der Reise schwieg Paul, um nicht unnöthig Gisela's Argwohn zu erregen.

Mit Hedwig's Ankunft war die Krankenschwester entlassen worden, so daß die Neuangekommene, besonders in der ersten Zeit, vollauf zu thun hatte, sich in ihren Pflichtenkreis einzuarbeiten.

Trotz der unablässigen Pflege, deren Gisela bedurfte, und der sich Hedwig mit hingebendstem Eifer widmete, brachte sie es noch daneben fertig, in ihrer geräuschlosen Thätigkeit dem ganzen Haushalt einen Hauch des Behagens einzuflößen, der besonders von Paul doppelt angenehm und dankbar empfunden wurde. Ohne daß je ihre Person in den Vordergrund trat, machte sich

SLUB
Wir führen Wissen.